

GRIT POPPE

RABEN KINDER

Ein Wende-Krimi

DIE AKTE
TORGAU


ullstein

GRIT POPPE, geboren 1964 in Boltenhagen, studierte am Literaturinstitut in Leipzig und schreibt für Kinder, Jugendliche und Erwachsene Bücher. Ihr Jugendroman *Weggesperrt* wurde mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Gustav-Heinemann-Friedenspreis für Kinder- und Jugendbücher. Ihr Buch *Verraten* (Dressler Verlag) wurde für den Deutschen Jugendliteraturpreis nominiert und erhielt 2021 den Deutsch-Französischen Jugendliteraturpreis. Sie lebt in Potsdam.

GRIT POPPE

RABEN KINDER

Kriminalroman



Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage November 2022

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: Hintergrund Jugendwerkhof © Archiv Stiftung

Sächsische Gedenkstätten/Dokumentations- und Informationszentrum

(DIZ) Torgau; Auto © mauritius images / Zoonar GmbH / Alamy /

Alamy Stock Photos; Personen © Arcangel Images / Rekha Garton

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06655-4

TEIL EINS

November 1989

1

Warum? Warum war er hier? In dieser Zelle? In diesem Loch?

Es war dunkel und kalt. Hinter den Milchglasscheiben des Fensters lag die rabenschwarze Nacht. Die Heizung war ausgestellt. Andreas krümmte sich auf der Holzpritsche zusammen und zog die dünne Decke notdürftig über seinen frierenden Körper. Eine Weile nagte er an seinem Fingerknöchel, der schon ganz wund war.

Er hatte nicht damit gerechnet, dass sie ihn in den Arrest brachten. Jetzt noch. War nicht alles vorbei? Seit drei Tagen hatten sie hier, im Geschlossenen Jugendwerkhof Torgau, fieberhaft damit begonnen, die Gitter von den Fenstern abzumontieren. Nur einige Zellen waren noch vergittert. Zum Beispiel diejenige, in der er jetzt war. Es roch wie immer hier. Als wäre nichts geschehen. Aus dem Eimer, der in der Ecke stand, kam dieser ekelerregende Dunst. Es stank nach Urin und Chlor. Er konnte sich immer noch nicht daran gewöhnen. Ihm wurde übel davon.

Natürlich hatten die Erzieher nichts erklärt. Sie erklärten nie etwas. Aber *da draußen* musste was passiert sein. Fast alle Jugendlichen waren schon weg – auf Transport gegangen, wohin auch immer. Nur er, Maik und Tanja steckten noch in diesem grauen Haus fest. Aber es konnte nicht mehr lange dauern, oder? Höchstwahrscheinlich morgen oder übermorgen würde er hier rauskom-

men. In die sogenannte Freiheit oder, na ja, ... zurück in den alten Jugendwerkhof nach Burg. Burg bei Magdeburg. Und von dort konnte er leicht wegrennen.

Irgendetwas klapperte – auf dem Gang oder in der Zelle nebenan. Ein metallisches Geräusch. Kam die Nachtwache mit dem schweren Schlüsselbund und kontrollierte den Zellentrakt der Jungen? Obwohl es nicht mehr viel zu kontrollieren gab. Der Jugendwerkhof Torgau wurde aufgelöst. Wer hätte das gedacht?

Konnte man die Hölle denn auflösen?

Andreas lauschte. Meist erkannte er schon am Klang der Schritte, wer kam. Stets war er gewappnet und vorgewarnt. In der Zelle gab es für ihn absolut nichts zu tun, und so achtete er auf jedes Geräusch.

Die Töne wurden lauter. Er hörte jetzt auch Stimmen. Einen Streit? Die Mauern waren zu dick, um auch nur hin und wieder ein Wort zu verstehen. Etwas knallte auf den steinernen Boden. Andreas zuckte zusammen. Jemand fluchte. Stöhnte. Vor Schmerz? Vielleicht arbeiteten sie ja auch nachts weiter, um möglichst schnell möglichst viele Spuren zu verwischen. Und jemandem war ein Werkzeug auf den Fuß gefallen? Andreas grinste nervös, als er sich das vorstellte.

Das Fluchen wurde lauter, aber es schienen nur Laute zu sein, keine Worte, und es verstummte bald. Eine Weile war nichts mehr zu hören. Dann sagte der Unbekannte etwas. Eine andere Stimme antwortete. Leise. Kurz. Bedrohlich. Es klang ... eher wie ein Bel-len, Knurren ... dann wie ein Winseln. Aber nicht wie von einem Hund.

Andreas presste das Ohr jetzt an das kalte Gemäuer und lauschte angestrengt. Wieder Geräusche. Ein dumpfer Schlag. Etwas donnerte gegen die Wand. Oder? Das sind sicher nur die Bau-

arbeiter, versuchte er sich zu beruhigen. Vielleicht reißen die jetzt alles ab, auch die Mauern.

Aber sein Herz glaubte seinem Kopf nicht, schlug wie wild. Noch ein unterdrückter Schrei. Ein Ächzen, das irgendwie wütend klang. War das etwa Maik? Wehrte er sich gegen das Eingesperrt-Werden? Das wäre nicht das erste Mal. Aber es hörte sich nicht nach ihm an; seine Stimme würde er doch erkennen. Dann war es plötzlich still.

Der schnelle Herzschlag, seine Angst, ließen ihn nicht einschlafen. Was passierte da?

Als er sich ein Stück aufrichtete, bemerkte er, dass die Zellentür einen Spaltbreit offen war. Erstaunt schob er sich von der Pritsche. Stand der Erzieher draußen und wartete auf Andreas? War es vielleicht schon der nächste Morgen? Hatte er die üblichen Wecksignale überhört? Das Donnern mit dem Schlüsselbund gegen die Tür? Kaum möglich, dass einen dieser Lärm nicht aus dem Schlaf riss.

Er warf einen schnellen Blick durch den Schlitz.

Nichts. Alles schien ruhig. Seit die meisten weg waren, kam er sich noch verlassener vor.

Zögernd schlich er sich hinaus auf den Gang des Jungentraktes.

Niemand zu sehen. Keiner von der Wache oder vom sonstigen Personal. Wer hatte aufgeschlossen? Wieso kam kein Erzieher, der die übliche Meldung von ihm verlangte?

Andreas spürte etwas unter seinem Fuß, trat zurück und bückte sich. Stopfte das Fundstück blitzschnell in die Hosentasche.

Ein Feuerzeug, ausgerechnet, kein billiges, sondern so eins aus Metall. Wegen einem Feuer war er hier gelandet. Wenn sie ihn

damit erwischten, kam er wieder in den Arrest. Andreas zuckte mit den Schultern. Und wenn schon.

Die Tür der Nachbarzelle stand ebenfalls weit offen. Eine Schildkrötenlampe verbreitete ihr matt düsteres Licht.

Komischerweise sah Andreas zuerst, dass oben das Gitter fehlte. Auch das Fenster selbst war weg. Etwas ragte in den Raum hinein. Ein Ding von draußen. Das Ende eines Bretts, auf dem normalerweise die Bauarbeiter entlangliefen. Eine Metallkonstruktion war darum herumgebaut. Wie dürre Arme aus Metall, die etwas festhielten. Etwas umklammerten, würgten ... Sein Hirn suchte nach einer Erklärung. Nach einem Sinn hinter dem Bild, das er sah.

Doch er fand keinen. Eine Weile stand er einfach so da.

Er dachte das Wort Gerüst, als er den Mann musterte, der an der Stange hing. Sein Gesicht wirkte aufgedunsen, geschwollen; der Ausdruck darin kam Andreas irgendwie beschämt vor, der Kopf baumelte nach unten, als wollte der Leblose noch prüfen, ob seine Schnürsenkel ordentlich gebunden waren.

Die Schnürsenkel waren hier sehr wichtig. Sie mussten immer korrekt auf- und zugebunden werden. Nur in der Zelle hatte man keine. Damit man sich nicht erhängen konnte. Wenn die Traurigkeit in einem drin zu groß wurde. Wenn dieses Gefühl alles andere, die Seele und so weiter sprengen wollte.

Andreas senkte den Blick vor dem Toten und schlurfte in seinen schnürsenkellosen Schuhen weiter. Er musste Maik finden. Wahrscheinlich schlief er in einem der Doppelstockbetten des Gruppenschlafsaals oder hockte in einer der anderen Arrestzellen. Träumte von der Freiheit, die schon vor der eisernen Pforte stand. Irgendwo da draußen wartete ein anderes, nein, das richtige Leben auf sie.

Er musste Maik erzählen, was passiert war.

Wirklich wahr?, hörte er ihn schlaftrunken murmeln. Andreas würde beteuern müssen, dass er sich nicht irrte, dass er ihn wirklich gesehen hatte. Mit einem Seil um den Hals. Mausetot. Und dann würde Maik die Arme nach oben reißen, wie bei einem Fußballspiel, das sie nach vielen Niederlagen gewonnen hatten.

Andreas lächelte, aber seine Zähne klapperten dabei.

Als er den Gruppenraum beinahe erreicht hatte, sah er einen Schatten. Jemand lehnte dort an der Wand, als müsste er sich von einer anstrengenden Arbeit ausruhen. Dann löste sich der Schatten, wurde zu einer dunklen Gestalt, die sich auf die Tür zubewegte und durch das Guckloch in den Schlafsaal der Jungen starrte, in dem Maik höchstwahrscheinlich gerade schlief, bis er irgendwann aufwachte, sein Bett bauen würde: das Laken akkurat glatt ziehen, die Decke Kante auf Kante legen, so wie es hier Vorschrift war.

Andreas hielt den Atem an. Seinem Instinkt gehorchend, zog er sich die Schuhe von den Füßen, schlich auf Zehenspitzen zurück in seine Zelle. Zog die Tür vorsichtig hinter sich zu.

Als er auf der Pritsche lag und so tat, als würde er schlafen, hörte er Schritte.

Sie stoppten vor der Tür. Und er nahm dieses leise schabende Geräusch wahr, wenn jemand die Klappe des Spions beiseiteschob, um zu ihm hineinzuglotzen.

Er wusste, wer da draußen stand.

2

Wie immer roch es nach Kaffee, als Beate Vogt an diesem Freitagmorgen die Dienststelle der MUK, der Leipziger Morduntersuchungskommission, betrat. Sie sog gierig den Duft ein, der ihr noch deutlicher als sonst in die Nase stieg. Wieder einmal hatte sie schlecht geschlafen, dann den Wecker nicht gehört und war, nachdem sie eilig ihre Meerschweinchen versorgt hatte, ohne Frühstück aus der Wohnung gestürzt.

Die Türklinke zum Büro noch in der Hand, hoffte sie auf einen Muntermacher.

Doch Moni, die Sekretärin, die etwa in ihrem Alter, also um die dreißig war, lächelte ihr nicht zu, so wie sonst. Statt ihr einen Guten Morgen zu wünschen, sagte sie nur: »Du sollst mal zum Chef kommen.«

Beate zog die Augenbrauen hoch und blickte Moni fragend an. Hatte sie was angestellt? Sie war sich keiner Schuld bewusst. »Alles in Ordnung?«

Ihre Kollegin zuckte mit den Schultern. »Es eilt«, sagte sie nur, in einem Tonfall, der ungewöhnlich ernst für sie war.

Auch ihr Chef Arno Berg, Major der Kriminalpolizei und Leiter der MUK Leipzig, machte sich nicht die Mühe, sie zu begrüßen. Er bot ihr nicht einmal einen Platz an und schon gar keinen Kaf-

fee. Beate wunderte sich. Eigentlich kannte sie auch ihn nicht als unhöflichen Menschen.

»Sie sind ab sofort Oberleutnant Lehmann zugeteilt. Er erwartet Sie umgehend in Torgau, Fischerdörfchen. Es wurde ein Toter aufgefunden. Die näheren Umstände sind noch unbekannt.«

Beate schluckte. »Ich wurde doch in den Innendienst ...« Degradiert, hätte sie beinahe gesagt.

Er schüttelte den Kopf. »Die Anweisung ist hiermit aufgehoben. Wir brauchen ...« Ihr Vorgesetzter räusperte sich. »Wir brauchen im Einsatz fähige Leute ... Leute wie Sie.«

Hatte sie sich verhört? Sie brauchten sie? Und sie hielten sie für fähig? Seit wann denn das? Nur mit Mühe konnte sie ein Grinsen unterdrücken.

Noch vor ein paar Wochen hatte man sie zur Schreibtischarbeit verdonnert, nur weil sie in einer Dienstbesprechung aufgebracht gesagt hatte, dass sie ihre Waffe niemals gegen die Leipziger Montagsdemonstranten einsetzen würde, die mit Haushaltskerzen in den Händen durch die Straßen liefen. Auch den Einsatz von Knüppeln gegen die friedlich Protestierenden lehne sie ab. Zuvor hatte Genosse Lehmann lauthals seinen Unmut gegen die Konterrevolutionäre kundgetan, eine härtere Vorgehensweise gegen diese gefordert und Beate gewissermaßen zu ihrer Äußerung provoziert. Und jetzt sollte sie zusammen mit ihm in einem Fall ermitteln?

Nun ja, die Kollegen konnte man sich nicht aussuchen.

»Fischerdörfchen«, murmelte sie. Das klang, als müsste es an der Elbe liegen. »Welche Nummer?«

»Es handelt sich um den Geschlossenen Jugendwerkhof.«

Auch das noch. In der Disziplinareinrichtung für Schwererziehbare gab es immer mal wieder Ärger. Bisher hatte sie sich jedoch nicht mit diesen Vorkommnissen beschäftigen müssen.

Überhaupt hatte man Beate, die erst seit einem halben Jahr bei der MUK Leipzig arbeitete, aus den schweren Fällen herausgehalten. Weil sie die einzige Frau in dem Ermittlerteam war?

Beate blickte beinahe sehnsüchtig auf die halb gefüllte Kaffeetasse ihres Chefs.

»Ist noch was?«, fragte Major Berg schroff.

»Was ist denn mit dem Kollegen Michaelis?«, fragte sie beinahe schüchtern. Sie sah sich suchend in dem Raum um, als könnte er sich hinter einem Schrank verstecken.

»Der ist heute nicht zum Dienst erschienen«, antwortete er. »Und wie es aussieht ...« Er winkte ungeduldig ab. »Darüber reden wir ein anderes Mal.«

Etwa eine Stunde später erreichte Beate die Stadt an der Elbe und parkte ihr Motorrad vor einem grauen Schleusentor, neben dem Wartburg der Kollegen. Mit einem kurzen Blick erfasste sie, dass sie vor einem Gefängnis stand. Sollte das nicht ein Heim für Minderjährige sein? Doch die hohe Mauer sagte etwas anderes. Der Bau wirkte wie eine Festung. Ihre Müdigkeit verflog bei diesem Anblick. Was spielte sich hinter diesem Gemäuer ab? Einen Moment spürte sie eine Gänsehaut und zögerte, das Haus zu betreten. Dann gab sie sich einen Ruck und lief mit gezücktem Dienstausweis an den beiden Polizisten vorbei, die vor der Tür standen.

Im ebenso finster wirkenden Eingangsbereich wurde sie von einem Mann in einem schmutzigen Arbeitsanzug in Empfang genommen. »Mein Name ist Braun. Ich bin hier der Hausmeister«, murmelte er.

»Beate Vogt, Kripo Leipzig«, antwortete sie knapp.

Der Mann seufzte und fuhr sich durch sein struppiges rotes Haar. »Was für ein verrückter Tag«, sagte er. »Na, dann wollen wir mal.«

Beate fragte sich kurz, was er mit verrückt meinte. Ein Toter in diesem Gebäude war sicher kein alltägliches Ereignis. Aber verrückt?

»Erst fällt die Mauer, und dann das. Als ich heute früh zur Arbeit kam, baumelt der tot in der Zelle. Meinen Sie, es gibt da einen Zusammenhang?«

Sie hatte keine Ahnung, wovon Herr Braun da redete. Aber sie verspürte auch nicht die geringste Lust, mit ihm über den Fall zu sprechen, über den sie ohnehin keine Informationen besaß, jedenfalls zum jetzigen Zeitpunkt. Beiläufig nahm sie wahr, dass der Mann nicht gerade respektvoll von dem Toten sprach.

Der Hausmeister zog ein großes schweres Eisengitter vor ihr auf, als wäre sie eine Raubkatze, die er aus seinem Käfig befreite – allerdings nur, damit sie in einen anderen Käfig laufen konnte. Dann ging er vor Beate her, ein paar Stufen hinauf, wo sie vor einem weiteren Gitter stoppten. Der Hausmeister öffnete es, und im nächsten Moment standen sie in einem Flur, unverkennbar ein Zellengang mit massiven Stahltüren, die mit jeweils zwei wuchtigen Riegeln versehen waren.

Ach du Scheiße, dachte Beate und schluckte. Wo war sie hier gelandet?

Die Leiche hing an der Stange eines Baugerüsts, das sich im Innern einer Zelle befand. Immerhin kein Jugendlicher, dachte Beate und fühlte sich einen kurzen Moment erleichtert. Fälle mit Kindern als Opfer waren die schlimmsten.

Sie wechselte mit Kollegen Lehmann einen Blick und nickte ihm zu.

»Wer ist der Tote?«, fragte sie, ohne sich mit den üblichen Floskeln aufzuhalten.

Lehmann unterhielt sich gerade mit Steffen, dem jungen Kri-

minimaltechniker, und mit einem Mann, der zusammengekrümmt auf einem Holzhocker saß. Er ließ sie auf eine Antwort warten. »Karl Zinkner. Der Direktor des Werkhofs«, sagte er schließlich und machte eine vielsagende Pause. »Kein Geringerer als der langjährige Chef dieser Anstalt.«

Lehmans Augen wirkten schmal. Wahrscheinlich war er alles andere als erfreut, sie hier zu sehen.

»Ich soll Sie unterstützen«, murmelte sie, als müsste sie sich ihm erklären.

»Weiß Bescheid«, sagte er kurz angebunden. »Das hier ist übrigens Doktor Rehling, er war derjenige, der den Tod festgestellt hat.« Ihr Kollege zeigte auf den Mann, der in der Ecke hockte. »Er war auch der Hausarzt des Direktors.«

Der Arzt hob kaum den Kopf. Es sah aus, als wäre er in sich selbst versunken.

»Warum ... warum hängt der Leichnam da noch?« Beate kam sich ein wenig blöd vor, als sie sich das fragen hörte.

»Ein technisches Problem«, antwortete Lehmann ungerührt. »Die Kamera funktionierte nicht. Ich musste eine neue besorgen.« Erst jetzt sah sie, dass er einen Fotoapparat in der Hand hielt.

»Aber die Lage scheint wohl klar zu sein. Das ist ziemlich eindeutig ein Suizid gewesen«, sagte er.

Beate runzelte die Stirn. »Kein Zeichen einer Fremdeinwirkung?« Sie sprach in Richtung des Arztes, aber der Doktor reagierte nicht; er schien sie gar nicht richtig wahrzunehmen. Er wirkte wie ein Häufchen Elend.

Sie wandte den Blick von ihm ab und sah fragend Steffen an.

»Die Erstuntersuchung ist noch nicht abgeschlossen«, sagte er förmlich. »So eindeutig ist das nicht«, setzte er zögernd hinzu.

»In Anbetracht der Umstände schon«, meinte Lehmann.

»Der Umstände? Wie meinen Sie das?«, fragte Beate. Sie mus-

terte den Leichnam, aber um Details zu sehen, war sie zu weit entfernt. Es kostete sie einige Überwindung, einen Schritt näher an ihn heranzutreten. Aus der Nähe fielen ihr sofort die Hände des Toten auf. Da waren Kratzer zu sehen, und der Mittelfinger der rechten Hand sah merkwürdig verdreht aus; er schien gebrochen zu sein.

»Wie ich das meine?« Lehmann klang erstaunt. Sie nickte ihm zu, und er blinzelte sie an, als wäre sie begriffsstutzig. »Das liegt doch auf der Hand. Die Regierung der DDR tritt zurück. Vorher kam noch der Befehl von ganz oben, diese Einrichtung zu schließen. Sein Ein und Alles löst sich so mir nichts, dir nichts auf. Von einem Tag auf den anderen. Dann wird auch noch die Grenze aufgemacht. Was denken Sie, was als Nächstes passiert ... mit Leuten wie ihm?«

»Welche Grenze?«

Lehmann stieß ein Schnaufen aus. »Sehen Sie keine Nachrichten, Frau Diplomkriminalistin?«

Sie übergang den sarkastischen Unterton. »In letzter Zeit nicht«, gab sie zu.

Den Fernseher hatte ihr Freund Toni mitgenommen, als er vor über einer Woche ausgezogen war. Ihr Exfreund, genauer gesagt. Sie mochte nicht daran denken. Es tat noch zu weh. Und sie wollte keinen neuen Fernseher kaufen. Nicht nur, weil sie das Geld für andere Dinge benötigte, sondern weil sie nicht glaubte, dass es das jetzt gewesen war. Vielleicht kam er ja doch zurück?

Und wenn nicht? Vielleicht sollte sie als Erstes aufhören, ihn weiterhin in Gedanken Toni zu nennen. Er hieß Anton. Anton Ullrich Becker. Sein richtiger Name verschaffte ihr ein wenig Abstand. Hoffte sie zumindest.

»In letzter Zeit nicht?« Der Mann lachte auf. »Dann sind Sie wohl die Einzige, die es noch nicht weiß: Die Mauer ist gefallen.

Die DDR hat gestern Abend die Grenzübergänge nach Westberlin geöffnet.«

3

Die siebzehnjährige Tanja stand kerzengerade vor ihrem nach Vorschrift gebauten Bett, darauf gefasst, dass die Erzieherin jeden Moment die Tür aufreißen würde. Tanja war die Letzte im Gruppenraum. Die anderen Mädchen waren nach und nach entlassen worden. Nicht entlassen nach Hause, sondern rücküberführt in ihren alten Jugendwerkhof. Sie wusste nicht, warum sie noch hier ausharren musste. Vielleicht, weil sie die Einzige war, die in diesem Ort blieb – sie sollte in ein offenes Wohnheim für Jugendliche ziehen. Der Direktor persönlich hatte ihr versprochen, dass er sich darum kümmern würde. Genau genommen war es seine Idee gewesen. »Du wirst sehen: Torgau ist eine schöne Stadt. Hier lässt es sich gut leben.«

Sie hatte nur genickt. Sich das Grinsen verboten. Begriff er eigentlich, was er da sagte? Bisher hatte sie von Torgau nur diesen Umerziehungsknast kennengelernt, Zellen, Stahltüren, Gefängnisschleusen, den Hof, auf dem sie auch bei Minusgraden in kurzem Sportzeug Hunderte Liegestütze, Hockstrecksprünge und Kniebeugen machen mussten, das Gebrüll der Erzieher, die Idiotenarbeit, die sie hier täglich verrichteten. Indessen, nach den langen Monaten ihres Aufenthalts, war ihr Körper gestählt. Die Kälte draußen nahm sie kaum noch wahr. Der Sport machte ihr nichts mehr aus. Sie hatte sich jede Schwäche abtrainiert. Die

Arbeit, das Zusammenmontieren von Waschmaschinenschaltern, absolvierte sie mechanisch.

Dass die anderen Mädchen weg waren, berührte sie nicht sonderlich. Eigentlich war sie sogar froh darüber. Freundschaften gab es hier nicht, höchstens Zweckgemeinschaften.

Torgau – eine schöne Stadt? Vielleicht stimmte das ja sogar, doch das Versprechen des Direktors bedeutete vor allem eins für sie: kein Jugendwerkhof mehr.

Tanja besaß keine Uhr, die Jugendlichen besaßen absolut nichts in dieser Anstalt, in der sie diszipliniert werden sollten, aber sie hatte das Gefühl, dass die Erzieherin sich heute verspätete. Das sah ihr eigentlich nicht ähnlich. Normalerweise kam sie eher zu früh, riss die Tür auf und schien darauf zu lauern, dass sie Tanja bei etwas Verbotenem erwischte: noch in dem Doppelstockbett zu liegen oder ihr Bettzeug nicht wie vorgeschrieben zusammengelegt zu haben oder etwa trotzig ein Arbeiterkampflied vor sich hin zu summen. »Wacht auf, Verdammte dieser Erde, die stets man noch zum Hungern zwingt ...« *Die Internationale* war ihr absolutes Lieblingslied. In ihrem Kopf sang sie es ständig, und manchmal drang es unbemerkt über ihre Lippen. Nur erwischen lassen durfte man sich dabei nicht. Das Singen von Liedern war ebenso verboten wie das Sprechen mit anderen Jugendlichen.

Jede kleinste Verfehlung wurde sofort bestraft: meist mit Drillsport, manchmal mit Arrest.

Tanja stand wartend stramm und dachte an den Besuch ihrer Eltern am gestrigen Tag, dem 9. November 1989. Sie hatten auf die Minute eine Stunde Zeit miteinander verbringen dürfen. Hinter Gittern, eingesperrt, unter Beobachtung.

»Liebe Mutti, lieber Vati, ich werde nicht nach Hause zurückkehren. Auch nicht, wenn ich achtzehn werde.«

Sie hatte auf der einen Seite des Tisches gesessen und in die